

ABENTEUER *UNLIMITED*

MEIN LEBEN IM GRENZBEREICH

HELMUT LINZBICHLER



**Sportwelt
Verlag**

Für TANJA

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Prolog	7
Das Gespür für Spalten	10
Auf der Suche?	13
Freigeist? Unerwünscht!	15
Vom Lehrer verraten	17
Sport: Erste Leidenschaft und größte Enttäuschung zugleich	22
Neue Wege gehen	27
Der Preis der Unerfahrenheit	32
Mit gehöriger Wut im Bauch	39
Um ein Haar	45
Glück und Leid liegen dicht beieinander	49
Kopfüber in die Arbeit	54
Neid als höchste Form der Anerkennung	61
Die Patschen hinterhertragen	65
Über die Berge zum Glück!?	72
Schicksalsberg Mount McKinley	80
Auf zu neuen Zielen	89
Auf den Spuren Hermann Buhls	92
Der Streit um das liebe Geld	99
Dann laufe ich eben...	103
TransAm: Abenteuer pur	105
Hoffen auf ein Wunder	112
Rennalltag	117
Ein Traum wird wahr	123
Prädikat: nicht durchführbar! Oder doch?	127
Grenzen überschreiten	136
The Toughest Ultramarathon – oder dem Krebs davonlaufen	142
Pervers, verrückt, masochistisch?	145
Marathon mit Eisbären	151
Verlockung Seven Summits	159
Aller guten Dinge sind vier	163
Um seine Träume zu leben, ist man nie zu alt	166
Das Limit beinahe überschritten	176
Es ist Irrsinn, aber ich muss!	190
I'm a man to finish a job	198
Das Ziel niemals aus den Augen verlieren	204

Epilog	210
Herausfinden, was dahinter steckt	215
Time to say goodbye	221
Der Lohn für Leben und Leiden	225
Flieg, Schmetterling, flieg	230
Danksagung	232
Anhang	233
Meine Bergwelt in Zahlen	233
Quellenverzeichnis	237
Fotoverzeichnis	238

Vorwort

Es ist nicht leicht, die Motivation eines Abenteurers zu beschreiben. Früher wurden Bergsteiger oft als „Eroberer des Unnützen“ bezeichnet. Stets auf der Suche nach dem Risiko. Aber weit gefehlt. Es war keine Todessehnsucht, die mich mein Leben lang auf hohe Berge trieb. Ganz im Gegenteil! Indem ich mannigfache Gefahren überwand, konnte ich den Wert des Lebens umso deutlicher erkennen. Abenteurer lassen sich auf Dinge ein, die für viele Menschen nicht rational oder nachvollziehbar sind. Aber wir

fühlen uns wohl dabei. Das Überwinden von Grenzen, das Suchen und Finden von Lösungen, das Erleben der Natur – all das ist Balsam für Körper und Seele.

Helmut Linzbichler lernte ich beim Bergfilmfestival in Prag kennen. Uns war schnell klar, dass unser beider Leben viele Parallelen aufwies. Früh den Vater verloren, trieb uns bereits als Kind die Neugierde in die Berge – eine Leidenschaft, die auch unser Dasein als Erwachsene prägte und uns schließlich zum Berg der Berge führte: zum Mount Everest.



„Abenteuer *Unlimited*“ beginnt mit einer Katastrophe, dem Alptraum eines jeden Alpinisten: dem Sturz in eine Gletscherspalte. Während der Zeit zwischen Bangen und Hoffen, die Helmut in diesem eisigen Gefängnis verbringen musste, ließ er sein Leben Revue passieren. Ein Leben voller Höhen und Tiefen. Eines, bei dem man versucht ist zu fragen, wie ein Mensch das alles erleben – und vor allem überleben – kann.

Aus dieser Grenzerfahrung heraus entstand die Idee zu diesem Buch. Helmut spürte, dass er etwas mitzuteilen hatte, dass er seine Mitmenschen dazu ermuntern wollte, den Glauben an sich zu bewahren, nie aufzugeben und immer nach vorne zu blicken, auch wenn die Situation, in der sie sich befanden, gerade aussichtslos erschien. Wer ein bisschen zwischen den Zeilen liest, wird unschwer erkennen, worum es ihm bei der Erzählung seiner Lebensgeschichte geht: nicht darum, seine sportlichen Leistungen zur Schau zu stellen, sondern darum, trotz aller Rückschläge das Beste aus seinem Leben zu machen und sich selbst treu zu bleiben.

Jeder Mensch vermag viel mehr zu leisten, als er glaubt. In jedem von uns steckt eine besondere Fähigkeit, die es zu finden und zu entwickeln gilt. Uns allen wurde mit der Geburt eine Lebensaufgabe gestellt, der wir bestmöglich gerecht werden sollten. Helmut hat sich dieser Aufgabe stets gestellt und versucht, sie zu lösen, indem er entschlossen seinen Weg ging – den Weg des Abenteurers.

Peter Habeler

Peter Habelers Erfolge als Alpinist (Auswahl):

- Die Begehung der Yerupajá-Ostwand in den peruanischen Anden.
- Die Durchsteigung der Eiger-Nordwand in knapp neun Stunden sowie der Nordwand des Matterhorns in vier Stunden.
- 1975 bestieg er in einer Zweierseilschaft mit Reinhold Messner den Hidden Peak (8.068 m) ohne zusätzlichen Sauerstoff – die erste Besteigung eines Achttausenders im Alpinstil.
- 1978 gelang ihm – ebenfalls gemeinsam mit Messner – der Gipfelerfolg am Mount Everest ohne zusätzlichen Sauerstoff. Dies galt damals aus medizinischer Sicht als unmöglich, aber die beiden haben das Unglaubliche geschafft.
- Zudem stand er auf weiteren Achttausendern, wie dem Cho Oyu (8.188 m), Nanga Parbat (8.125 m) und Kangchendzönga (8.598 m).
- Kurz vor seinem 75. Geburtstag durchstieg er gemeinsam mit David Lama abermals die Eiger-Nordwand und war damit der bis dahin Älteste, dem das gelang.

Prolog

Ein kurzer Ruck. Stille. Eben noch spürte ich den sanften Wind an meinen Ohren, und nun umgab mich eine schier gespenstige Stille. Völlig regungslos verharrte ich einige Sekunden – wagte weder zu atmen noch, mich in irgendeiner Weise zu rühren. Heiß spürte ich das Adrenalin durch meine Adern schießen und den hämmernden Herzschlag in meinem Brustkorb. „Was war denn das jetzt?“, fragte ich mich.

Vorsichtig senkte ich den Kopf. Mein erster Blick wanderte nach unten. „Heilige Scheiße“, entfuhr es mir in einer Mischung aus Überraschung und Erschütterung. „Ich sehe ja nicht einmal den Boden.“ Ganz langsam verschwand die Öffnung unter meinen baumelnden Beinen ins pechschwarze Dunkel. „Sicher 40 bis 50 Meter tief“, schätzte ich. Und kaum hatte ich das ausgesprochen, drang ganz allmählich der Gedanke zu mir durch: Das ist eine Gletscherspalte. In der nächsten Sekunde traf es mich wie ein Schlag: „Du steckst verdammt noch mal in einer riesigen Gletscherspalte fest!“ Erneut schoss das Adrenalin durch meinen Körper. Lediglich an zwei Seilen gesichert hing ich in meinem Sitzgurt und pendelte ganz leicht hin und her – unter mir ein frostiger Abgrund aus ewigem Eis.

Ich schaute nach oben. Stille. Kein einziges Geräusch drang zu mir hinab. Die Öffnung musste etwa fünf Meter über

meinem Kopf liegen. Was jetzt? „Matth! Gabriel!“, rief ich in Richtung der hellen Öffnung, aus der ich gestürzt war. Die beiden mussten mein Verschwinden doch bemerkt haben. Zwar konnte nur Matth meinen Sturz von hinten beobachten, aber auch Gabriel musste wenigstens einen Ruck im Seil gespürt haben, an dem wir eben noch als Dreier-Seilschaft gingen. Also rief ich erneut. Diesmal etwas lauter. Vielleicht auch etwas verzweifelter. Aber wieder bekam ich keine Antwort. „Na, das ist ja lustig“, dachte ich, „jetzt hänge ich hier unten, und niemand hört mich.“ Bis mir schlagartig bewusst wurde, dass es überhaupt keinen Sinn machte, um Hilfe zu rufen. Vermutlich konnte ich rufen, bis ich schwarz wurde. Eine Gletscherspalte dieser Größe würde die Schallwellen meiner Stimme erst gar nicht bis nach draußen dringen lassen... Und was jetzt? Eine leichte Gänsehaut überzog meinen Körper.

Es war der 28. Juni 2013, und wir waren auf dem Hvannadalshnukkur unterwegs, dem mit 2.119 Metern höchsten Berg Islands. Technisch gesehen ist das keine schwierige Besteigung. Nur hinsichtlich der Gletscherspalten war höchste Vorsicht geboten. Ein Jahr zuvor stand ich bereits auf dem Gipfel des Berges, doch dann wollten mein Freund Gabriel und sein Kumpel Martin auch einmal dort hinauf. Ein kurzer Blick in meinen Terminkalender

genügte. „Passt!“, freute ich mich, und schon machten wir uns gemeinsam auf den Weg nach Island, wo es im Sommer rund um die Uhr hell ist. Wir hatten großes Glück: Das Wetter war uns wohlgesonnen, und so zogen wir zu dritt los.

Wir waren schon weit oben am Gletscher angelangt, als bei völliger Windstille urplötzlich eine Art Nebel aufkam, durch den wir die Konturen des Berges nur noch verschwommen wahrnahmen. Die Sicht verschlechterte sich zunehmend. Bis dahin waren wir gut unterwegs und hatten uns mit der Führungsarbeit immer wieder abgewechselt. Kurz darauf blieben wir stehen und schauten von einem zum

anderen. „Mir gefällt das nicht“, stieß ich hervor. Wir hatten kein Unwetter, es gab keinen Sturm oder eine sonstige Bedrohung, aber mich überkam plötzlich ein un gutes Gefühl. „Na ja, was soll’s“, sagte ich dann. „Es ist ja nicht mehr weit bis zum Gipfel.“ Also stiegen wir langsam weiter. Dabei gingen wir am langen Seil, in einem Sicherheitsabstand von zehn, vielleicht zwölf Metern voneinander entfernt. Dieser Abstand sollte mehr als ausreichend sein, denn wenn eine Gletscherspalte auftauchen sollte, wäre diese maximal drei bis fünf Meter breit – aber mit Sicherheit keine zwölf Meter.

Zweimal mussten wir unseren Kurs bereits korrigieren und weiter nach rechts



So wunderschön der Hvannadalshnukkur (2.119 m) anzusehen ist, so gefährlich sind seine verdeckten, teils unermesslich tiefen Spalten.

marschieren, um den größten Spalten, die nach links abbrachen, auszuweichen. Gabriel ging vorne, Martin am Ende und ich in der Mitte unserer Gruppe. Der Vordermann bestimmte das Tempo, und da unsere Gruppe homogen zusammenarbeitete, kamen wir gut voran. Eben noch sah ich Gabriel sicheren Schrittes vor mir gehen, setzte meinen Fuß konsequent in seine Spur – und in der nächsten Sekunde war ich auch schon weg. Wusch. Aus. Vorbei. Ich spürte einen Schlag, und einen Augenblick später fand ich mich fünf Meter tiefer in einer Gletscherspalte wieder. Über einem tiefen Abgrund hängend. Über einem leeren Nichts.

Nun spürte ich eine Veränderung über mir. Es wurde dunkel, und Gabriels Kopf tauchte in der Öffnung der Gletscherspalte auf. Seine Reaktion war meiner nicht unähnlich: „Um Gottes willen!“, rief er entsetzt, als er meine Lage erkannte. „Was machen wir denn jetzt?“ „Na, nix wie raus hier!“, stieß ich hervor. Aber das war leichter gesagt als getan. Stückweise versuchte ich, mich mittels eines Prusikknotens nach oben zu hieven. Dieser Knoten, der auf die Erfindung des Wiener Musiklehrers Karl Prusik im Jahr 1931 zurückgeht, dient in erster Linie dazu, sich selbst an einem Seil hochzuziehen. Dazu legt man eine kurze Seilschlinge mehrfach um das Führungsseil, so dass sie klemmt. Über einen Karabiner, der mit dem Klettergurt verbunden ist, braucht man eigentlich nur den Knoten am Führungsseil nach oben zu schieben und kann sich dann selbst emporziehen. Das war in meiner

Situation jedoch ein schwieriges Unterfangen. Denn um den Knoten höher schieben zu können, muss man ihn selbstverständlich entlasten. Ich jedoch hing mit meinem gesamten Gewicht im Seil. Mit klammen Fingern band ich zwar den Knoten, doch mit meiner rechten Schulter, die aufgrund einer alten Snowboard-Verletzung nicht voll funktionsfähig ist, konnte ich mich unmöglich gleichzeitig hochziehen und den Knoten höher schieben. Auch fand ich mit meinen Steigeisen an den gebogenen Seitenwänden der Gletscherspalte keinen Halt. Immer wieder rutschte ich ab. Und so sehr ich mich auch bemühte und es verzweifelt immer wieder aufs Neue versuchte, so musste ich mir doch nach einiger Zeit eingestehen: Es war ein aussichtsloser Kampf. Resigniert pendelte ich in meinem Sitzgurt hin und her und spürte, wie die Kälte schleichend durch meine Jacke drang. So viel war klar: Aus eigener Kraft würde ich es nicht schaffen, mich aus dieser Spalte zu befreien.

Ich schaute erneut nach oben. Gabriel war mittlerweile verschwunden. Was ich erst im Nachhinein erfuhr, war, dass es den beiden so vorkam, als würden von unten weitere Leute den Berg herauf kommen. „Geh denen schnell entgegen, Martin“, sagte Gabriel. „Wir brauchen Hilfe.“ Doch schon bald stellte sich heraus, dass die dunklen Flecken am Horizont keine Menschen, sondern nur Felsen waren. Dann überlegten die beiden für einen Moment, den kompletten Weg ins Camp zurückzulaufen, um die dortigen Bergführer um Hilfe zu bitten, verwarfen aber diese Idee gleich wieder. Bis diese

an der Unglücksstelle eingetroffen wären, hätte es etwa sechs Stunden gedauert. Natürlich setzte mir die eisige Kälte mittlerweile zu, aber sechs Stunden hätte ich trotz Unterkühlung irgendwie überlebt. Jedoch machte sich nun ein ganz anderes Problem vehement bemerkbar: Mein Sitzgurt begann langsam aber sicher, die Blutzufuhr in meinen Beinen abzuschnüren ...

Das Gespür für Spalten

Während ich da so hing und nur noch auf Rettung von außen warten konnte, hatte ich interessanterweise nicht den leisesten Anflug von Panik. Selbst dann nicht, als ich zu rechnen begann, wie lange ein Mensch in starrer Position bei einer gefühlten Temperatur von minus 20 Grad Celsius wohl im besten Fall überleben würde. Das Ergebnis war alles andere als ermutigend, wurde aber direkt wieder in den hintersten Winkel meines Bewusstseins verdrängt.

Da ich nun schier unendlich viel Zeit hatte, schossen mir tausend andere Gedanken durch den Kopf. Irgendwie – so schien es – begann ich bereits, mein Leben zu rekapitulieren. So sah es also aus, mein Ende. Dabei hatte ich doch noch so viele Pläne. „Ach Mensch, wie gern hätte ich noch mal den Everest gesehen“, dachte ich wehmütig. „Oder die Berglauf-Serie in den USA in meiner Altersklasse gewonnen ... oder wäre gemeinsam mit meiner Frau Brigitta um den Wolfgangsee gelaufen ...“ Voller Schrecken wurde mir klar: „Wenn du jetzt in dieser Spalte verreckst, kannst du noch nicht einmal von deiner Frau und den Kindern Abschied nehmen!“

Das machte mich unendlich traurig, und lange musste ich darüber nachdenken, was ich meiner Familie zuhause noch gerne gesagt hätte ...

Im nächsten Moment lachte ich laut auf: „Na, das passt ja jetzt. Ausgerechnet *mich* hat es in einer Spalte erwischt. Das ist doch eigentlich unvorstellbar! Ausgerechnet *mich*, der unzählige Male alleine auf zig Gletschern unterwegs war. Mich, der Spalten förmlich *riechen* konnte.“

Auch wenn das nicht immer so gewesen war. Am Kampire Dior, einem 7.143 Meter hohen Traumberg im Karakorum-Gebirge in Pakistan, hatte ich bereits 1970 mein erstes denkwürdiges Spaltenerlebnis gehabt. Der Kampire Dior war eigentlich *mein* Berg. Ein mystischer Berg, über den es damals nahezu keine Informationen gab. Und so war es auch enormer Zufall, dass ich auf ihn gestoßen war. In „*Berge der Welt*“, einem Jahrbuch der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen, las ich in einer Ausgabe Ende der 60er Jahre einen Beitrag über eine Expedition zum Batura, einem Siebentausender im Karakorum-Gebirge. Auf einem Panoramafoto waren die Berge der umliegenden Region zu sehen, ganz am linken äußeren Rand sah man gerade noch die Flanke des Kampire Dior. Interessanterweise fesselte mich genau dieser Ausschnitt. Diesen Berg, der damals niemandem wirklich bekannt war, wollte ich unbedingt sehen. Ich war unglaublich fasziniert – von der Schönheit des Berges, aber auch von dessen Bedeutung. Denn frei übersetzt heißt Kampire Dior: eine Mutter, die schützend die Arme um ihre Kinder legt.

Lange Zeit träumte ich damals von einer Besteigung dieses Berges. Noch nie hatte ein Mensch einen Fuß auf seinen höchsten Punkt gesetzt. Ich wollte mit meiner Expedition der Erste sein. Dieses Unterfangen gestaltete sich schwieriger als gedacht, bescherte mir aber auch die erste Berührung mit Gletscherspalten. Ich kannte diese Region des Karakorum-Gebirges bereits von der ersten Pakistan-Erkundung im Jahr 1969. Bei der zweiten Expedition im Sommer 1970 war ich mit drei Freunden und meiner Frau unterwegs. Gemeinsam schlugen wir Lager I



Die Spalte am Karumbar-Gletscher, die uns fast zum Verhängnis geworden wäre und die wir beim Lageraufbau gar nicht bemerkt hatten.

am Fuße des Berges auf, um in den kommenden Tagen mit dem Gipfelsturm zu beginnen. Als ich am nächsten Morgen erwachte, war ich jedoch verwirrt. „Was ist denn das?“ Ich lag auf der rechten Seite unseres Zwei-Mann-Zeltes. Links von mir befand sich Werner, der noch tief und fest schlief. Kaum hatte ich die Augen geöffnet, war mir klar, dass hier etwas ganz und gar nicht stimmen konnte. Denn anstatt zu Werner hinüberzublicken, musste ich nun zu ihm hochschauen. „Was war denn da passiert?“ Nach einem beherzten Sprung aus dem Schlafsack sahen wir das Dilemma: Wir hatten unser Zelt direkt auf einer Gletscherspalte aufgeschlagen. Während der Nacht war meine Hälfte des Zeltes um gute zwanzig Zentimeter abgesackt. Eine bedrohliche Situation, denn mit etwas Pech hätte das gesamte Zelt in Sekundenschnelle in der Spalte verschwinden können. Gottseidank war das Zelt am Spaltenrand fest verankert, was uns höchstwahrscheinlich das Leben rettete. Denn eine Nachschau ergab, dass die Spalte so tief war, dass wir nicht einmal den Boden sehen konnten. Tiefes Durchatmen war angesagt ...

Ein Jahr später verbrachte ich mit meiner Frau einen Urlaub am Stilfser Joch. Wir hatten Takashi, unseren Sohn, und Chikashi, den ältesten Sohn meines Bruders, mit dabei, die beide gute Skifahrer waren. Bei einem gemeinsamen Ausflug zum Ortler entdeckte ich auf der Strecke, auf der früher Speed-Ski-Rekorde aufgestellt wurden, einen riesigen Eiswulst, der senkrecht abbrach und in den Hang überging. Genau

dort wollte ich fahren. Und da wir eine Super-8-Kamera dabei hatten, bat ich meine Frau, mich zu filmen. „Ich fahre schräg von oben auf den Wulst zu, mache genau an der Kante einen Schwung und fahre dann dort hinunter“, erklärte ich. Mit dem Finger zeigte ich ihr den genauen Verlauf meiner geplanten Route. Was ich jedoch in meinem Übereifer nicht registrierte: Auf dem Eiswulst gab es nur einen Hauch Neuschnee. Darunter lag reinstes Blankeis. Und so zog es mir am Wulst sofort die Füße unter dem Körper weg. Ich stürzte kopfüber auf den Boden und raste mit zunehmender Geschwindigkeit bäuchlings den steilen Hang hinunter. Verzweifelt

versuchte ich, die Kontrolle über meine Ski zurückzuerlangen. Aber vergeblich, meine Rutschpartie ging unvermittelt den Berg hinab.

Und dann sah ich sie: Vor mir tauchte eine riesige Gletscherspalte auf. „Gleich bist du weg“, war mein einziger Gedanke. „Wenn du da reinrutschst, ist alles aus!“ Mit erschreckender Klarheit registrierte ich das drohende Unheil und widersetzte mich ein letztes Mal mit aller Kraft der rasanten Fahrt. Und plötzlich – wie durch ein Wunder – kam ich mit einem Ruck zum Stillstand. Unmittelbar vor der bodenlosen schwarzen Gletscherspalte. Mein Herz schlug mir bis zum Hals.



Skilaufen auf dem Stilfser Joch, wo Brigitta und ich auch als Skilehrer für die Skischule Digruuber arbeiteten. Im Bild v.l. Brigitta, Takashi und Chikashi, der älteste Sohn meines Bruders Gerhard.

Instinktiv schaute ich als erstes zu Brigitta und den Kindern nach oben. Meiner Frau stand der Schreck förmlich ins Gesicht geschrieben. Kreidebleich und mit offenem Mund starrte sie zu mir hinunter. Zittrig hob ich den Daumen, um zu signalisieren, dass bei mir alles in Ordnung sei, aber innerlich bebte ich: Um ein Haar wäre ich genau vor den Augen meiner Familie verunglückt. Anscheinend hatte ich in diesem Moment mehr als nur einen Schutzengel. „Glück gehabt“, dachte ich und machte mich mit wackeligen Knien an den Aufstieg – zurück zu meiner Frau und den Kindern.

Das wahre Gespür für Spalten entwickelte ich erst einige Jahre später, als ich mit Freunden im Mont-Blanc-Gebiet unterwegs war. Es war ein wahrlich beschissenenes Wetter. Massiver Schneesturm mit entsprechend schlechter Sicht erwischte uns ausgerechnet am Glacier du Géant, einem Gebiet mit riesigen Gletscherspalten. Ich war der Erste unserer Seilschaft und ging voraus, bis ich plötzlich – von einer Sekunde zur nächsten – wie angewurzelt stehenblieb. Hinter mir wurden meine Kumpel misstrauisch. „Hey, was issn? Geh weiter, Li!“ Aber ich erwiderte nur: „Nein, da vorne ist eine Spalte!“ Häh? Unverständnis in der Gruppe. „Da ist eine Spalte, wir können nicht weiter.“ „Ach geh, da ist doch nichts!“ Dennoch blieben meine Kumpel vorsichtshalber neben mir stehen. „Geht vor und prüft es, aber ich sage euch, da vorne ist eine Spalte!“, blieb ich bei meiner Einschätzung und wies in die entsprechende Richtung. Ich konnte zwar

weder eine Spalte sehen noch mein Gefühl erklären, aber ich war felsenfest davon überzeugt: Mein Instinkt warnte mich vor einer Spalte. Entschlossen gingen die Jungs fünf, maximal sechs Meter nach vorne. „Wow, das ist eine Riesen-Spalte“, rief einer entsetzt. So riesig, dass alle Mann problemlos darin verschwunden wären. Ich hatte sie förmlich gespürt, lange bevor wir die Spalte tatsächlich sehen konnten. Das hat uns damals mit Sicherheit das Leben gerettet. Und jetzt? Jetzt hing ich viele Jahre später in einer eben solchen Spalte fest. Unglaublich. Und so irre, dass ich plötzlich wieder lachen musste. Ausgerechnet mich hatte es also getroffen.

Auf der Suche?

Zahlreiche Berichte hatte ich davon gelesen, dass Menschen in Gletscherspalten panisch um ihr Leben kämpften. Oder total resignierten und ihre Bergkameraden inständig darum baten, dem Ganzen ein Ende zu setzen, indem sie einfach das Seil kappten. Aber ich blieb ganz ruhig. „Ach Mist“, kam mir dann in den Sinn, „jetzt kann ich nicht mehr mit meinem Bruder sprechen.“ Und ich hatte noch ein Buch ausgeliehen, das ich jetzt nicht mehr zurückgeben konnte. „Herrgott nein“, dachte ich in der nächsten Sekunde, „wie gerne hätte ich meiner Frau nochmal gesagt, wie sehr ich sie liebe.“ Wie lächerlich erschien mir jetzt die letzte Auseinandersetzung, in der wir über ganz banale Dinge gestritten hatten. Das machte mich sehr traurig. Gleichzeitig war die Situation mehr als

surreal. Ich hing zwischen zwei Welten. Auf der einen Seite hoffte ich, dass Martin und Gabriel eine Lösung fanden, um mich herauszuziehen. Auf der anderen Seite wusste ich, dass ich nicht mit einer Rettung rechnen, sondern dass es ebenso schnell mit mir zu Ende sein konnte. Eine komplett irre, psychische Berg-und-Tal-fahrt mit Sprüngen auf Bewusstseins-ebenen, zu denen man normalerweise keinen Zugang hat.

Das Verwirrende war, dass ich stets überzeugt gewesen war, in meinem Leben könne alles passieren außer einem Sturz in eine Gletscherspalte. Offenbar wollte das Schicksal mir etwas sagen – ein Wink mit dem Zaunpfahl! Und zwar bezogen auf meine gesamten bergsteigerischen Aktionen. Mir war etwas zugestoßen, das ich nie für möglich gehalten hätte. Was würde als nächstes geschehen? Würde ich überleben? War das eine Art letzte Warnung, die mir die Berge geben wollten? Sollte das meinen Abschied vom Bergsteigen einläuten? Wenn ich richtig darüber nachdachte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen, dass mein Unterbewusstsein bereits seit längerem begonnen hatte, den Bergen Lebewohl zu sagen.

Die Zeit dehnte sich zur Ewigkeit, und ganz schleichend verlor ich jegliches Gefühl in meinen Füßen. Würde mir Brigitta jemals verzeihen können, wenn ich unter solchen Umständen mein Leben verlor? Wie oft hatte sie in all den Jahren auf mich verzichten müssen, wenn ich zu den Bergen dieser Erde unterwegs war? Wie oft mussten meine Kinder ohne ihren Vater auskommen? Ich wusste, ich konnte

mich mehr als glücklich schätzen, eine Frau zu haben, die mir in den fast 50 Jahren unserer Ehe stets den Rücken stärkte – komme, was wolle. Was zog mich also immer wieder hinaus in die Welt? Wieso war es mir wichtig, all diese Berge zu besteigen? Quer durch die USA zu laufen? Oder auf dem höchsten Punkt der Erde zu stehen – während zuhause meine Familie auf mich wartete? Es war dieses unbändige Verlangen, all diese Träume auszuleben, die so zahlreich in mir schlummerten. Diese Lebendigkeit zu erleben, die ich dabei verspürte, diese Leichtigkeit des Seins, wenn ein Projekt erfolgreich abgeschlossen wurde. Auch der sportliche Aspekt dieser Herausforderungen trieb mich an. Er verlieh mir die nötige Kraft, um die Aufgaben des Alltags zu bewältigen. Gleichzeitig war er die Quelle der intensiven Leidenschaft, die ich in meinem Beruf als Lehrer an meine Schüler weitergab. Und nicht zuletzt mein Rettungsanker, der mich schwere Lebenskrisen überstehen ließ ...

Viele Menschen in meinem Umfeld konnten und wollten das nicht verstehen. Sie sahen mich als „einen Spinner der besonderen Art“ und meine Aktivitäten wahlweise als eine Flucht aus dem *normalen* Leben, als reinen Egoismus oder als Mittel zur Selbstdarstellung. Aber war das wirklich so? War ich mein gesamtes Leben lang auf der Suche nach Ruhm und öffentlicher Anerkennung gewesen? War mir das tatsächlich so wichtig? Oder war ich womöglich einfach nur auf der Suche nach einem Vater, den ich nie hatte – und all die Jahre schmerzlich vermisste?